

# Zeitschrift für angewandte Chemie

Band I, S. 165—172

Aufsatzeil

27. Mai 1919

## Wirtschaftssorgen, Klassenkämpfe, Auswanderung.

Von CARL HARTUNG<sup>1)</sup>.

(Eingeg. 5./4. 1919.)

Mein verehrter Herr Vorredner hat es versucht. Ihnen einen allgemeinen Überblick über die sorgenvollen Fragen unseres Themas und ihre Lösungsmöglichkeiten zu geben. Sie ersehen aus seinen interessanten, aber knappen Ausführungen, daß es mir bei der sehr beschränkten Zeit schlechterdings ganz unmöglich ist, Ihnen auch nur eine annähernd erschöpfende Darstellung vom Standpunkt der freien und Einzelwirtschaft zu entwerfen. Ein Ausmalen des Bildes muß ich ganz unterlassen, nur Skizzen werden vor Ihren Augen entstehen können. Wenn darüber an einigen Stellen die Klarheit des Zusammenhangs leidet, wenn ich es unterlassen muß, Begriffe zu erläutern, die heute noch nicht für uns alle gleichmäßig feststehen, so bitte ich Sie, Nachsicht zu haben und mit meinem guten Willen vorlieb nehmen zu wollen.

Selbst nach einem für uns günstigen Ausgang des Weltkrieges hätten wir vor wirtschaftlichen Aufgaben gestanden, von deren Riesengröße wir uns einen Begriff machen können, wenn wir uns einmal in die Lage unserer Feinde versetzen. Welch gewaltige innere Kämpfe spielen sich zur Zeit bei denselben ab? Wie nahe am Abgrund fährt der Staatswagen auch dort? — Umsturz alles Bestehenden, Kommunismus und Bolschewismus wären in Frankreich und Italien, wenn nicht auch in England, bei einer Niederlage der Entente viel schneller und sicherer zum Aus- und Durchbruch gekommen als bei uns. Ist es daher im geringsten verwunderlich, wenn weite, und wahrlich nicht die schlechtesten Kreise unseres Volkes, bei der geradezu maßlosen und heute noch völlig unübersehbaren wirtschaftlichen Katastrophe, in die uns das unglückliche Ende des blutigen Völkerringens gestürzt hat, des festen Glaubens sind, daß uns vor unabwendbarem Elend nur tief einschneidende, ja grundstürzende Umwälzungen auch auf wirtschaftlichem Gebiet retten können. — Wir sind in der Lage des Kaufmanns, des Fabrikanten und Landwirts, der nach einem großen fehlgeschlagenen Unternehmen vor dem völligen Zusammenbruch steht, und den harten und mißgünstige Gläubiger nicht wieder hochkommen lassen und von Haus und Hof vertreiben wollen. Ein Verzweifelter ist nur allzu leicht geneigt, in seiner Bedrängnis ohne lange zu überlegen nach jedem Strohalm, der ihn retten könnte, oder zu verzweifelten Mitteln zu greifen. Ein kurzes Aufflackern des wirtschaftlichen Lebens ist dann möglich, der schließliche Zusammenbruch aber wohl immer unvermeidlich, und nach der kurzen Spanne Aufschub um so vernichtender. Dürfen wir daher heute in unserem höchsten wirtschaftlichen Not so verfahren, dürfen wir der Massensuggestion unterliegen, dem von der Straße kommenden Terror nachgeben und in überhasteter blindwütiger Weise das Oberste zu unterst kehren, nur weil wir uns dafür einen politischen Augenblickserfolg versprechen? Schnelle Entschlüsse und ganze Arbeit wissen wir wohl alle zu schätzen, aber bei Wirtschaftsfragen müssen doch gerade wir Techniker uns das Wort vor Augen halten: „Erst wägen, dann wagen.“

Wird der Seemann während eines schweren Sturmes im leeren Schiff daran denken, Kolbenmaschinen auszubauen und durch Dampfturbinen zu ersetzen? Wird er den sicheren, wohlbekannten Kurs plötzlich verlassen, nur um vielleicht für Augenblicke aus dem Sturm herauszukommen, aber um so schneller auf heimtückische Untiefen aufzulaufen und sein Schiff zum völligen Wrack zu machen?

<sup>1)</sup> In einer öffentlichen Versammlung, welche vom Bund technischer Berufstände am 28. März in der Philharmonie zu Berlin veranstaltet wurde, sprachen zu diesem Thema 3 Redner, von verschiedenen Gesichtspunkten, insbesondere wirtschaftspolitischen Ansichten, ausgehend. Herrn Direktor Hartung, dem 2. Delegierten des Märkischen Bezirkvereines beim Bund technischer Berufstände, war die Aufgabe zugefallen, Stellung zu den aufgeworfenen Fragen vom Standpunkte der freien Wirtschaft zu nehmen.

Kann der Kaufmann das erschütterte Vertrauen seiner Geschäftslute wiedergewinnen durch noch gewagtere, gänzlich unerprobte Unternehmungen? Würde man ihn nicht mit Recht in diesem Falle einen Hasardeur (im übelsten Sinne des Wortes) nennen müssen? Aber verfahren wir heute nicht ebenso bei dem Versuch des Wiederaufbaues unserer Volkswirtschaft? Leider muß man diese Fragen bejahen. Selbst überzeugte und führende sozialistische Wirtschaftspolitiker müssen zugeben, daß wir nicht sachgemäß und nach gewonnener Einsicht dafür geeignete Betriebe zur Gemeinwirtschaft fortentwickeln, sondern daß wir in überhasteter, oberflächlicher Weise in unser Wirtschaftsleben tief einschneidende Maßregeln treffen, ancheinend lediglich geleitet von dem Streben, der in Gärung befindlichen Masse zu Willen zu sein. Besonnene, und vor allen Dingen feste Leitung in Politik und Wirtschaft fehlt. Der in Jahrzehnten gesäte Wind geht als Sturm auf, und ein Steuermann, der seiner Herr werden könnte, ist uns noch nicht erstanden. Müssen wir durch den Berg, der diesmal nicht von Kuchen ist, fragen sich Zahllose bang? Geht der Weg nur über Kommunismus und Zwangswirtschaft zum Bolschewismus, so dürfen wir um so überzeugter davon sein, daß er um so eher zurückführen wird zur Einzel- zur freien Wirtschaftsform.

Freie Wirtschaft! — Ist es nicht im höchsten Grade paradox, daß uns die Revolution, die uns doch angeblich von so vielen schweren Banden ledig gemacht hat, uns auf wirtschaftlichem Gebiet mit dem unerträglichsten Zwang glaubt beglücken zu müssen? Und ist es nicht erstaunlich, daß ein Volk, welches durch schwere Kriegsjahre hindurch so manche Vorzüge der Zwangswirtschaft auszukosten reichlich Gelegenheit hatte, nicht unwillig und schroff jeden noch so schönen Plan, die Kriegswirtschaft zu verlängern, zurückweist. — Es geht uns schlecht, herzlich schlecht, aber wir wollen nicht einsehen, daß wir aus dem Elend nur durch fleißigste, unermüdliche Arbeit und sorgsamste Sparsamkeit langsam, nur sehr langsam wieder herauskommen können. Wie der Spieler hoffen wir auf den unerhörten Glückszufall, und wie wir mit dem Bolschewismus als Mittel gegen die Bedrückung durch unsere Feinde rechnen, so versprechen wir uns von wirtschaftlichen Gewaltmitteln alles Heil und übersehen, daß die Pest uns noch besser schützen könnte als diese politische, russische Krankheit. Ob die Pest uns aber deshalb willkommen wäre! — Und wie schließlich der Bolschewismus schon heute nach innen und späterhin nach außen drakonischer und imperialistischer auftritt, als es der ausgesprochenste Absolutismus je getan hat, so wird der Kommunismus und die Zwangswirtschaft zu einer Unfreiheit und weite Volkskreise zu einem Elend führen, wie wir es in der freien Wirtschaft noch niemals kennen gelernt haben.

Nicht unsere Betriebe — die Mehrzahl von uns ist schnell reif geworden für die Sozialisierung der Produktionsmittel. Die Kriegsjahre mit ihrer Not und Sorge bilden das Treibhaus für diese Ideen, und die Katastrophe, vor der wir stehen, raubt vielen dem letzten Halt. Wie könnten sie sonst die schweren und unvermeidbaren Nachteile übersehen, die mit jeder Überführung von Einzelwirtschaften in Gemeinbetrieb unbedingt verbunden sind. Ist es in diesem Kreise noch notwendig, auf unsere Staatsbetriebe, ihre mangelnde Rentabilität, ihr schwerfälliges Arbeiten hinzuweisen? Wo sind die Vorteile, die sie gegenüber gut geleiteten Privatbetrieben ihren Arbeitern oder Angestellten bieten? Und wie soll es erst in dem Staate werden, in dem eine Parteiregierung, d. h. die Arbeiterschaft selbst ihr eigener Arbeitgeber wird und dabei in der Lage ist, jeden privaten Wettbewerb auszuschließen. Ich muß es mir versagen, auf alle diese grundlegenden Fragen durch Beispiele und im einzelnen einzugehen und will mich beschränken auf eine kurze, indirekte Beweisführung, die Ihnen darlegen soll, daß die Zwang- und Gemeinwirtschaft Ihnen zum mindesten keine Vorteile gegenüber der freien Wirtschaft bringen kann.

Sieht man von den Ausgaben ab, die jedem Betrieb sowohl bei der Gemein- als auch der Privatwirtschaft gleichmäßig erwachsen, so verbleiben als von den Erträgissen zu decken, die Verzinsung des investierten Kapitals, die Arbeitslöhne und die Angestelltengehälter. Die landläufige Ansicht ist nun, daß die Verzinsung des Kapitals bei freier Wirtschaft höher sein müsse als bei Gemeinwirt-

sohaft, weil sie im ersten Fall die Risikoprämie, den Unternehmergeinn mit enthalten muß. Kann nun die Gemeinwirtschaft auf die Risikoprämie verzichten? Wenn alle Produktionsmittel dem Staat gehören, und gewissermaßen eine Selbstversicherung eintritt, wird die Risikoprämie ein Minimum betragen können. Bei der freien Wirtschaft ist das aber auch nicht anders. Was an der einen Stelle über einen von der Gesamtkonjunktur abhängenden Zinsfuß verdient wird, wird an der anderen zugesetzt. Das ist ja eben der Sinn des Risikos, — nur daß bei der freien Wirtschaft der Fleißige, Umsichtige und Geschickte belohnt und angeworben, bei der Gemeinwirtschaft der Faulen und Untüchtigen nicht beachtet wird. Das Naturgesetz von der Auslese und Förderung der Besseren, auf dem schließlich doch wohl jeder Kulturfortschritt sich aufbaut, wird also beim Kommunismus künstlich außer Kraft zu setzen versucht, ohne daß dabei — unsere Volkswirtschaft einen Vorteil hätte. Gehören die Produktionsmittel der einzelnen Betriebe aber deren jeweiligen Arbeitern, so kann von einer Gemeinwirtschaft nicht mehr die Rede sein. Die Arbeiter sind dann ihre eigenen Aktionäre — Kapitalisten — geworden und auf Gedeih und Verderb mit ihrem Betrieb verbunden. Ein solches Unternehmen ließe — bis auf die vielleicht beschränkte Möglichkeit, den Anteil am Fabrikvermögen zu veräußern oder zu tauschen — restlos unter den Begriff der freien Wirtschaft. — Es ist daher auch ganz unzulässig, das Jenauer Zeisswerk und die Glashütte von Schott und Genossen, die der Carl-Zeiss-Stiftung und damit den Angestellten und Arbeitern dieser Betriebe gehören, für die Gemeinwirtschaft und ihre Empfehlung in Anspruch zu nehmen.

Es verbleiben also der Zwangs- und Gemeinwirtschaft nur die Beträge der Arbeiterlöhne und Angestelltengehälter, an denen Verschiebungen untereinander vorgenommen werden können. Eine Besserung der Lebensbedingungen einer Kategorie muß also naturgemäß eine Verschlechterung der anderen zur Folge haben, wenn der zur Verfügung stehende Gesamtbetrag nicht erhöht werden kann.

Bespricht man diese Fragen aber mit Angestellten und Arbeitern, so erkennt man sofort, daß auch hier eine Änderung gegenüber den bisherigen Verhältnissen in der Privatwirtschaft unmöglich sein wird. Der Arbeiter hat längst erkannt, daß er die wenigen führenden Persönlichkeiten unter keinen Umständen entbehren kann, wenn er sich nicht selbst am meisten schädigen soll. Zudem macht der Gehalt der leitenden Geschäftsinhaber, Direktoren usw. und wenn er an und für sich noch so hoch ist und jährlich in die Hunderttausende geht, auf die gesamte Arbeiterschaft verteilt, nur wenige Mark im Jahr aus. Daran ist und kann dem Arbeiter nichts gelegen sein, besonders wenn er beachtet, wie gefährlich und schädigend für sein Einkommen der Verlust dieser schaffenden und führenden Köpfe sein wird. Ganz anders wird das Bild aber, wenn bei Verwirklichung rein kommunistischer Ideen Arbeiter und Angestellte den gleichen Lohn erhalten, d. h. wenn das durchschnittlich  $1\frac{1}{4}$ , bis 3 mal so hohe Einkommen der Angestellten auf das Durchschnittseinkommen des Arbeiters herabgesetzt wird. In diesem Fall erhöht sich der Lohn der Arbeiterschaft um etwa 10—15%, eine Ziffer, die schon ins Gewicht fällt. Selbstverständlich müssen wir bei dieser Betrachtung die heutigen abnormalen Verhältnisse außer Auge lassen; aber wir dürfen nicht übersehen, daß die Gefahr der Entwicklung nach dieser Richtung um so größer ist, als tatsächlich diese Verhältnisse ja heute bereits mehr oder weniger erreicht sind, und daß die Arbeiterschaft daran nur festzuhalten braucht, während Beamte und Angestellte erst die früheren normalen Verhältnisse wieder erringen müssen. Daß es aber nicht anfangig sein wird, den Arbeiter, der mit 17, 18 Jahren heute bereits den höchsten Lohnsatz erreicht, auf die gleiche Stufe mit den Angestellten zu stellen, die einer langen kostspieligen Vorbildung bedürfen und zumeist erst in späteren Lebensjahren ihre maximale Arbeitsleistung und damit auch einen entsprechenden Verdienst erlangen können, dürfte selbst einem ganz in kommunistischen Denkweisen befangenen Gehirn einleuchtend sein. Durch anderweitige Verteilung der Erträge ist es also nicht möglich, eine Besserung der Lebensverhältnisse für Angestellte und Arbeiterschaft im Zwangsbetrieb zu erzielen, und es bleibt als letzte Hoffnung die Verbilligung der Produktion durch die Gemeinwirtschaft. Ginge es nun nach den Versprechungen von grauen und krassen Theoretikern auf diesem Gebiet, so wären allerdings die Leistungen kaum zu überbieten. Leider leben die meisten dieser Herren der Wirklichkeit völlig entrückt. Sie sind unberührt von jeder Praxis. Ihre Bücher lesen sich wie ins Langweilige übersetzte Romane von Jules Verne. Nur einige Tausend Mittel- und einige Hunderttausend Kleinbetriebe brachten wir stillzulogen, um beispielsweise nach Errichtung entsprechend größerer neuer

Fabriken im Schuhmacherhandwerk die Produktion mit Leichtigkeit verdrei-, vervierfachen zu können. Bei derselben Arbeiterzahl wäre mit anderen Worten nur ein Drittel der Arbeitszeit erforderlich, und die Schuhe würden nur noch ein Drittel oder ein Viertel des bisherigen Preises kosten. Man faßt sich an den Kopf, wo in unserem Zeitalter des Verkehrs und der Maschinen diese vollständig vertrottelten Unternehmer, die doch sonst so sehr auf das Zusammenscharren von Geld erpicht sind, eigentlich gesteckt haben, daß sie sich solche Gewinnchancen, die ihnen unsere Kathedersozialisten schon vor Jahrzehnten vorgerechnet haben, entgehen ließen. Sehon dieser Umstand sollte jeden nüchtern Denkenden gegenüber solchen im wissenschaftlichen Gewand auftretenden und in unreifen Köpfen unglaublich viel Schaden anrichtenden Abhandlungen zur größten Vorsicht mahnen. Einer exakten kaufmännischen Nachprüfung halten sie auch niemals stand. Zunächst verdoppeln diese geschickten Propagandisten die erzielten Vorteile dadurch, daß sie auf der einen Seite die Arbeitszeit herabsetzen, auf der anderen Seite aber gleichzeitig weniger Lohn für das Fertigerzeugnis einstellen. Da dem Arbeiter aber, wie wir gerade jetzt reichlich Gelegenheit haben festzustellen, nicht damit gedient ist, wenn nur die Arbeitszeit herabgesetzt wird, sondern wie er dabei zum mindesten den gleichen Gesamtverdienst, also eine höhere Entlohnung pro Zeiteinheit erreichen will, so kann eine Ersparnis an Arbeitszeit nicht gleichzeitig auch eine solche an Lohn bedingen, sondern nur das eine oder andere ist möglich. Zudem wissen wir alle, daß die Stilllegung von Betrieben und die Errichtung von neuen Fabriken Geld, zumeist sehr viel Geld kostet, und daß es nicht immer wirtschaftlich ist, einfach eine Maschine zu beseitigen, weil eine andere auf dem Markt auftaucht, die etwas günstiger arbeitet. Jeder Praktiker des Betriebes wird sich zunächst genau ausrechnen, ob und wann die Neuanschaffung sich rentieren wird. Auch ist es auf dem Papier sehr bequem, nur mit einem Einheitsschuh zu rechnen, während die Kundschaft gar sehr verschiedene Wünsche hat, die alle erfüllt werden wollen. Nicht jedermann kann und mag fertige Ware tragen, und andere wieder stehen auf dem Standpunkt, daß Maßarbeit zwar teurer ist, aber dafür dreimal so lange hält und viermal so gut aussieht, daneben auch wohl noch gesundheitliche und sonstige Vorzüge besitzt. Das paßt natürlich unseren Sozialökonomen nicht in den Kram, und sie lassen das alles einfach unberücksichtigt. Statistiken werden in einer Art und Weise aufgemacht, die nicht nur jedem Techniker, sondern auch jedem ordentlichen Kaufmann durchaus verständlich erscheinen müssen. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß derartige Aufmachungen fast ausnahmslos von Nichttechnikern stammen. Ich könnte Ihnen zahllose Beispiele geben, was ja gerade für Sie um so interessanter wäre, als Sie durch Ihre Fachkenntnisse in der Lage sind, sie nachzuprüfen. Leider kann ich aus der großen Menge nur noch eins herausgreifen. Ein führender Herr auf dem Gebiet der Sozialisierung macht sich einen Überschlag bezüglich der Vereinheitlichung der Produktionsmittel in der Bierbrauerei zurecht. Er geht von einigen Münchener und ausländischen Großbrauereien aus und kommt auf einen zukünftigen Bedarf von angefähr 74 000 Angestellten und Arbeitern gegenüber 117 000 bei der alten Wirtschaftsform im Jahre 1913. Dabei verschlägt es unserem Nationalökonomen natürlich nicht das Geringste, daß der Arbeiterbedarf in einer Brauerei, die lediglich Faßbier absetzt — wie die Münchener Großbrauereien —, ein ganz anderer und wesentlich geringerer ist und auch bei der besten Organisation sein muß, als in einem Betrieb, der die Hälfte seines Ausstoßes als Flaschenbier absetzt, wie z. B. in Berlin. Es brachte ihn auch nicht weiter zu genieren, daß die vielen Kleinbrauereien auf dem Lande nur zeitweise arbeiten und die für die Landwirtschaft, der sie angegliedert sind, stillen Monate so ausnutzen, um ihre Arbeiterschaft gleichmäßig beschäftigen zu können. Es spielt weiter für unseren Nichtfachmann auch gar keine Rolle, daß die Lagerung und der Versand des Bieres einen außerordentlich hohen Anteil an den gesamten Herstellungskosten haben, und daß daher diese Fragen bei der Still- und Zusammenlegung von Betrieben auf das sorgsamste geprüft werden müssen und oft von einschneidendster Bedeutung sind. Wir sehen daher auch, daß die Verschmelzungen großer Berliner Brauereien (Schultheiß, Patzenhofer) wohl zu einer Vereinheitlichung in kaufmännischer Beziehung, aber nicht zu einer Zusammenlegung der Produktionsstätten und -mittel geführt hat. Die Einzelbrauereien sind auch bei der gemeinschaftlichen Verwaltung erhalten geblieben, und daß die führenden Techniker und Kaufleute in diesen Großbetrieben auch zu rechnen verstehen, dürfen wir wohl annehmen. Aber sie sind leider mit zu viel Sachkenntnis belastet! Daß auch bei der Sozialisierung von Brauereien durch das Stilllegen von etwa 8000 Betrieben zunächst Millionenwerte vernichtet werden,

ohne daß überhaupt feststeht, ob sich eine wirtschaftlichere Erzeugung dadurch ermöglichen läßt, wird natürlich ebenfalls außer acht gelassen. An den Brauereien nun sind die Ausgangsmaterialien, wenn man von der Kriegswirtschaft redet, in der vieles zur Biererzeugung verwandt wurde, von dem wir uns nichts träumen ließen, schon durch Gesetz typisiert: Malz und Hopfen und das nicht zu vergessende Wasser. Aber wer von uns wird sich zum Einheitsbier bekennen wollen? Selbst wenn es in den späteren Zentralbrauereien den üblen Beigeschmack verlieren sollte, den es in den traurigen Kriegsjahren gewonnen hat?

Aber wir wollen doch nicht mechanisieren, schematisieren und typisieren, nur um jede Verschiedenheit, jede Abweichung von der Norm und damit jeden und auch den kleinsten Luxus aus der Welt zu schaffen. Das würde doch zweifellos nicht einen Fortschritt, sondern den allergrößten Rückschritt, die Rückkehr zu den primitivsten Kulturformen bedeuten, und in der Tat finden wir ja auch Kommunismus nur bei Völkern, die auf der tiefsten Kulturstufe stehen, im Urwald, wo dem Neger zuwächst, was er für die tägliche Lebensnotdurft braucht. Wir wissen, welche Bedeutung aber bereits ein paar Glaspirlen, ein Sonnenschirm oder eine Unterhose und ein Zylinderhut für diese Kulturträger haben, und es kann uns wohl kaum als erstrebenswert dünken, auf diese Stufe der Entwicklung hinaufzusteigen.

Wir wollen uns lieber bei unserem Mechanisieren, Schematisieren und Typisieren an das Vorbild der Natur halten, die zwar mit schlichtesten Mitteln und ganz wenigen, einfachsten Grundstoffen arbeitet und doch unerhörlich ist im Hervorbringen zahlloser Arten und Formen. Betrachten wir uns eine Wiese im Sommerschlück mit ihrem Blühen und Leuchten in allen Farben, ihrer bunten und so reizvollen Mannigfaltigkeit, all den feinsten Abstufungen und Schattierungen, und denken wir gleichzeitig daran, daß die Natur alle diese Herrlichkeit uns mit drei Grundarbeiten hervorgezaubert hat, so können wir doch über den einzuschlagenden Weg nicht im geringsten Zweifel sein. Vereinheitlichen können wir die Ausgangsmaterialien, die Grund- und Baustoffe, die Einzelteile unserer Maschinen und Apparate, variieren aber wollen wir alle Fertigprodukte, soweit das unsere Mittel, unser Geschmack und unsere Schaffens- und Lebensfreude zuläßt. Nur das ist Kulturforschritt, und nur die freie Wirtschaft läßt alles dies zwangsläufig aus sich selbst entstehen. Sie regelt durch den Gestehungspreis die Einzel- und Massenfertigung, sie bewirkt ohne heillos komplizierte Systeme, ohne bürokratische Vorschriften, die doch immer zu spät kommen oder gründlich daneben hantieren, die Typisierung durch die Bedürfnisse des Lebens und gestaltet auf der anderen Seite die Entfaltung einer Mannigfaltigkeit in allen Erzeugnissen, in Kunst und Wissenschaft, wie sie eine Zwangswirtschaft wird niemals bieten können. Niemals wird und hat uns die freie Wirtschaft aber daran gehindert, planvoll zu wirtschaften, Betriebe zusammenzulegen, wenn der erreichte Stand der Technik dies zweckmäßig und nützlich erscheinen läßt. Im Gegenteil diese Entwicklung wird sich in der freien Wirtschaft ganz von selbst ergeben, aber sie wird nicht dort voreilig erzwungen werden können, wo sie nur nach Ansicht einiger Interessenten am Platz ist. Das richtig verstandene Gemeinwohl, die Wirtschaftlichkeit wird selbst entscheiden, nicht theoretisch grübelnde Menschen, die bekanntlich irren, so lange sie streben.

Es ist überhaupt das Zeichen aller dieser volksbeglückenden Wirtschaftstheorien, daß sie nichts durch natürliche Entwicklung geschehen lassen wollen, sondern daß immer der Verwirklichung ihrer schönen Ideen ein mehr oder minder großer Zwang nachhelfen soll. Sie unterscheiden sich dadurch sehr urvorteilhaft von ihrem großen Vorgänger Marx, der ausdrücklich in seiner Lehre betont hat, daß die Sozialisierung der Produktionsmittel von selbst durch die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens erfolgen müsse und werde. Er glaubte, daß der Kapitalismus an seinem eigenen Wesen zugrunde gehen müsse, und daß eine Vereinigung des Kapitals in immer weniger Hände zu immer heftigeren Wirtschaftskrisen und einer mehr und mehr zunehmenden Verelendung der Arbeiterscharen führen werde. Daß er sich in diesen für ihn einen Ausgangspunkt bildenden Annahmen getäuscht hat, dürfte heute allgemein feststehen. Damit entfallen aber auch seine wirtschafts-politischen Folgerungen und Forderungen, denn er wollte ja nur im Gegensatz zu seinen unverständigen Epigonen eine stetige Weiterentwicklung unserer Betriebe zur Gemeinwirtschaft und keinen Sprung oder Zwang.

Ich glaube Ihnen nun gezeigt zu haben, daß einmal bei der Gemein- und Zwangswirtschaft durch eine anderweitige Verteilung der Erträge eine Aufbesserung der Gehälter und Löhne nicht

einbrechen kann, und daß zum anderen durch die sogenannte Vereinheitlichung unserer Wirtschaft die vorausgesagte große Mehrerzeugung gegenüber der freien oder Privatwirtschaft nicht eintritt, und die angebliche Verbilligung in der Gütererzeugung einer ernsten fachlichen und kaufmännischen Nachprüfung nicht standhält. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß es nicht Fälle gibt, in denen ein wirtschaftlicheres Arbeiten durch Zusammenlegung von Betrieben möglich ist, aber ich bin der Ansicht, daß die große Zahl der privaten Unternehmer diese Verdienstmöglichkeiten viel sicherer und schneller erkennen wird, als die staatliche Zwangsorganisation dies jemals vernag. — Alle diese Gedankengänge laufen ja auch nur immer wieder darauf hinaus, daß ein persönliches wirtschaftliches Interesse bei keiner Arbeit, in der Höchstleistungen auf die Dauer erzielt werden sollen, entbehrt werden kann. Daß zwischen Staats- oder Gemeindebeamten und Angehörigen des Erwerbslebens tiefgehende Unterschiede im Wirtschaftsbetrieb bestehen und nach der Art ihrer Tätigkeit, ihrer Entlohnung, ihrer ganzen Auseinandersetzung vorhanden sein müssen, brauche ich Ihnen nicht auseinander zu setzen. Auch glaube ich nicht, daß in den Kreisen der Techniker — von einzelnen, belanglosen Ausnahmen abgesehen — jemand sein wird, der die möglichst große Anteilnahme des einzelnen an seiner Arbeit, den persönlichen Unternehmungsgeist und das Vorwärtsstreben für den Wiederaufbau nicht nur unserer Wirtschaft, sondern auch ganz allgemein für die Erhaltung aller menschlichen Kultur nicht für unbedingt erforderlich hält. Manche werden dagegen meinen, daß die Erhaltung dieses Geistes auch in der Gemeinwirtschaft möglich sei, und in der Tat findet man auch in rein kommunistischen Schriften ähnliche Behauptungen. Sieht man aber näher zu, so bemerkt man mit größtem Erstaunen, daß diese Triebkraft für alle menschliche Erwerbstätigkeit ausschließlich mit den Mitteln der alten, ach so bösen freien Wirtschaft, mit der besseren Bezahlung oder vorzugsweise Behandlung, was auf dasselbe hinausläuft, erzielt werden soll. Heute also ist selbst theoretisch der reinste kommunistische Betrieb nicht denkbar ohne die Triebkraft, welche das Spiel der freien Kräfte betätigt. Das dürfte wohl für das Prinzip der Gemeinwirtschaft äußerst bezeichnend sein, und was darüber hinaus von planvollem Handihandarbeiten, von Produktion nur für den Bedarf von persönlicher Freiheit in bezug auf Arbeitsverhältnisse und dergleichen mehr geschrieben und geredet wird, sind eigentlich leere Phrasen. Der Organisator muß uns zunächst noch gezeigt werden, der auch nur die Betriebe und Geschäfte einer Großstadt zu planvollem Handihandarbeiten, zur Produktion nur für den Bedarf, — geschweige denn die eines ganzen Landes — zusammenfaßt und vereinheitlichen kann, — ohne daß alle Beteiligten schon nach wenigen Tagen Entsetzen und Grausen erfaßt.

Es ist ja für den Wirtschaftspolitiker längst kein Geheimnis mehr, daß die Größe der Einzelbetriebe in bezug auf die erreichbare Wirtschaftlichkeit ihre Grenzen hat, und daß diese gerade bedingt werden durch die Überschaubarkeit und Schwerfälligkeit der immer gewaltiger werdenden Organisation. Auch hier ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und gerade in den letzten Jahren konnte man vielerorts feststellen, daß kleine und Mittelbetriebe, wenn sie sich den technischen Erfordernissen anpaßten, nicht nur konkurrenzfähig gegenüber den Großbetrieben, sondern denselben sogar teilweise überlegen waren. Die freie Wirtschaft und ihre ungehemmte, geunde Entwicklung widerlegt hier schlagend die Marx'schen Ideen und Prophezeiungen. Sie würde von selbst eine zweckmäßige Ausgestaltung und eine Gesundung im Wirtschaftsleben herbeiführen. Die Zwang- und die Gemeinwirtschaft aber wird — konsequent durchgeführt — uns mit allen Nachteilen des Großbetriebes beglücken, ohne daß sie in der Lage wäre, die Vorteile desselben festzuhalten. Wird aber nur eine teilweise Sozialisierung der größten Betriebe vorgenommen, so wird sich hieraus in allernächster Frist zweifellos eine stark ansteigende Rentabilität aller Mittel- und Kleinbetriebe ergeben, und dieselben werden sich schnell vermehren, ein erfreuliches, wenn auch nicht gewolltes Ergebnis der Herabdrückung der Wirtschaftlichkeit im Großbetrieb durch Einführung der Sozialisierung.

Daß die fortschreitende Entwicklung der Technik uns den immer mehr an Umfang zunehmenden Großbetrieb aus wirtschaftlichen Gründen bringen mußte, erscheint uns heute selbstverständlich. Zu Zeiten des Kleinbetriebes, als das Handwerk noch goldenen Boden hatte, hatte jeder Geselle die Möglichkeit, es einmal zum Meister und Geschäftsinhaber zu bringen. Kommunistische Ideen könnten da nicht aufkommen. Sie sind uns erst zusammen mit dem Großbetrieb, in welchem der Arbeiter sich schon bald vor einer abgeschlossenen, unselbständigen Zukunft zu sehen glaubte, erwachsen.

Hier an der Wurzel des Übels müssen wir anpacken, wenn wir denselben Herrn werden wollen, und wenn es uns gelingen soll, die zerstörenden Ausstände und die zersetzen den und erbitternden Klassenkämpfe zu beseitigen. Den Großbetrieb, soweit er dem Klein- und Mittelbetrieb überlegen ist, sollen und wollen wir nicht zurückschrauben, aber wohl sind wir in der Lage, durch technische Fortbildung unserer Einrichtungen den Mittel- und Kleinbetrieben wieder erhöhte Gel tung zu verschaffen. Ein Weg dazu ist beispielsweise der Anschluß großer Bezirke an elektrische Überlandzentralen, und Sie sehen, daß diese Entwicklung zur Zeit des freien Spiels der Kräfte schon tüchtig im Gang war. Mit der Zeit werden so sicherlich zahlreiche kleine wirtschaftliche Existenzen geschaffen und so vielen Volksangehörigen durch eigene Tüchtigkeit ein schnellerer Aufstieg zur Selbständigkeit ermöglicht.

Auf der anderen Seite müssen wir im gleichen Sinne bemüht sein, die rechtliche Lage unserer Angestellten und Arbeiter in bezug auf die Betriebe, in denen sie beschäftigt sind, zu heben, das heißt, wir müssen versuchen, ihnen eine solche Stellung zu geben, die der Selbständigkeit möglichst nahekommt, und die ihnen einen Anteil gewährt an dem Gedeihen und der Fortentwicklung des Unternehmens, in dem sie tätig sind. Und daß dies möglich war bei der jetzt so viel gescholteten freien Wirtschaftsform beweist die Ihnen schon von mir erwähnte Carl-Zeiss-Stiftung. Dort sind Angestellte und Arbeiter Mithalter des Zeiss-Werkes, und sie haben entsprechenden Einfluß nicht nur auf die Gestaltung ihrer Geschicke, sondern auch des ganzen Betriebes. Meines Erachtens kann es auch in einem gut geleiteten Großbetriebe nicht die geringste Schwierigkeit machen, den Angestellten und Arbeitern diejenigen Rechte einzuräumen, die ein Aktionär besitzt. Ich lasse dabei unerörtert, welche Abgrenzungen gegenüber den Besitzern erforderlich sind, so lange das ganze Vermögen noch nicht ebenfalls der Arbeiterschaft und den Angestellten gehört. Werden die Arbeiterräte in diesem Sinne ausgebaut, und werden sie sich danach durch den eigenen Schaden der Verantwortung gegenüber ihrem Betriebe und der gesamten Volkswirtschaft bewußt, so könnte das nur uns allen zum Segen gereichen. Bezuglich der Gemeinwirtschaft müssen wir uns dann soweit wie irgend möglich beschränken und brauchten sie nur dort zur Anwendung zu bringen, wo sowieso Wirtschaftsmonopole sich aus technischen oder geologischen Gründen nicht vermeiden lassen. Uns allen aber würde bald wieder mehr und leichter erkennbar, daß unsere wohl verstandenen Interessen parallel laufen, daß wir Glieder eines großen Ganzen und in unserem Wohlergehen auf das engste miteinander verknüpft sind. Der Wiederaufbau unserer Wirtschaft aber ist möglich, sobald Ruhe und Ordnung und das Interesse an der eigenen Arbeit, wie sie die freie Wirtschaft verbürgt, wieder Einkehr bei uns gefunden hat.

Unsere soziale Gesetzgebung hat in den letzten Jahrzehnten viel geleistet, aber sie mußte doch am letzten Ende versagen, weil sie ein wesentliches psychologisches Moment völlig unberücksichtigt gelassen hat. Mit dem Entstehen der Fabriken und dem Anwachsen der Großbetriebe mußte eine Fortentwicklung unserer gesellschaftlichen Aufbaues Hand in Hand gehen. Unsere Arbeiter durften wir gar nicht erst zu Proletariern werden lassen, — und heute muß es unser Ziel sein: nicht zu Proletariern herabzusinken — zu Unternehmern hinaufzusteigen. Wenn in einem guten Heer jeder tüchtige Soldat den Marschallstab im Tornister tragen soll, so muß im Erwerbsleben jedem fleißigen und befähigten Arbeiter und Angestellten der Aufstieg bis zum Industriekapitän möglich sein; dann kann eine innere Gesundung unseres Volkslebens nicht ausbleiben, und ist diese erreicht, so brauchen wir außenpolitische Schwierigkeiten und das Gespenst einer drohenden Auswanderung nicht mehr zu fürchten.

[A. 60.]

## Über die Wirkung der atmosphärischen Einflüsse auf Wolle und Tuche<sup>1)</sup>.

Von A. KERTESZ, Mainkur.

(Eingeg. 14./4. 1919).

Sachverständigen Beobachtern dürfte es schon aufgefallen sein, daß die Bekleidungsstücke vieler aus dem Felde heimkehrender

<sup>1)</sup> Die Ausführungen wurden uns von Herrn Kertesz am 13./10. 1916 zugesandt und sollten bei der Tagung des Vereins Deutscher Chemiker am 20.—22./10. 1916 zum Vortrag gelangen. Auf Veranlassung der Militärverwaltung mußten sie jedoch bis jetzt zurückgestellt werden.

Krieger ihr Aussehen sehr stark verändert haben, und zwar in der Richtung, daß die obere Wollschicht der Tuche ganz verschwunden ist, die Fadenbindung hervortritt, und sie mehr das Aussehen von stark abgetragenen Baumwollstoffen erlangt haben.

Nach dem Stand unserer bisherigen Erfahrungen konnten die Ursachen dieser Veränderung in folgendem angenommen werden:

1. daß die zur Verwendung gelangten Rohstoffe minderwertig waren;
2. daß die Wolle beim Färben oder sonstigen Aufarbeiten gelitten hat;
3. daß die Stoffe durch im Felde vorwaltende besondere Umstände wie beispielsweise durch Gase, Dünste beeinflußt worden sind, und schließlich
- 4., daß der Fehler durch zu starkes oder zu alkalisches Dämpfen beim Desinfizieren aufgetreten ist.

Besonders der letztere Fall war sehr naheliegend, da die Tuche durch die in den Kleidungsstücken befindlichen Schmutz- und Erdreste beim Dämpfen leicht alkalisch werden, und diese wenn auch geringe Alkalität die Wolle wie die Färbung schädlich beeinflussen.

Bei der vorgenommenen Prüfung hunderter, den verschiedenen Lazaretten entnommenen Kleidungsstücke ergab es sich jedoch, daß die auffällige Beschädigung nicht durch die oben erwähnten Umstände bewirkt sein konnte, denn sie zeigte sich auch in den Fällen, wo schlechterdings gar keine Anhaltspunkte für die eine oder andere Annahme vorlagen.

Die weiterhin vorgenommenen Versuche ergaben dann einwandfrei, daß die Veränderung der Tuche, soweit es sich um das Abschaben der oberen Wollschicht handelt, in erster Linie auf die Wirkung atmosphärischer Einflüsse auf die Wolle zurückzuführen ist, und daß die zu beobachtenden Unterschiede wohl nur daher röhren, daß die Träger und so auch die Bekleidung in sehr verschiedenem Grade dem Licht und Wetter ausgesetzt gewesen sind. Die bisherige Annahme, daß die starke Veränderung der Tuche ein Zeichen für die Strapazen und Anstrengungen sei, denen der Träger ausgesetzt war, ist nicht mehr aufrechtzuerhalten, wenigstens in dieser allgemeinen Form nicht. Die Veränderung ist vielmehr als ein genauer Maßstab für die Aufenthaltsdauer des Betreffenden in der freien Luft anzusehen.

Wenn der Fehler früher nicht in gleichem Maße beobachtet wurde, so kann es daran liegen, daß es nur selten vorkommt, daß die Bekleidungsstücke so lange andauernd den direkten atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, und so jetzt Wirkungen nach Monaten auftreten wie sonst nach Jahren, und ferner auch daran, daß die Fehler alle fast immer auf die allgemeine Abnutzung geschoben wurden.

Die Wahrnehmung, daß die atmosphärischen Einflüsse eine starke Wirkung auf die Wolle ausüben können, verdanken wir der Firma A. Rechberg in Hersfeld. Diese fand im Jahre 1913 gelegentlich einer längeren Exponierung feldgrauer Tuche, bei welchen ein Teil mit weißer und der andere Teil mit chromierter Wolle meliert waren, daß die weiße Wolle in der Melange mit der Zeit mürbe wurde und herausfiel, während die chromierte Wolle standhielt. Die Firma meldete das Verfahren zur Vorbehandlung der mit Küpenfarbstoffen zu färbenden Wolle mit Chromsalzen zum Patent an und erhielt darauf das Patent Nr. 286 340 vom 14./12. 1913.

Die von mir auf dieser Grundlage vorgenommenen Versuche bestätigten die Wahrnehmung der Firma Rechberg in vollem Maße, und zwar zeigte es sich, daß die Wolle durch das Aussetzen an der Luft nach längerer Zeit mürbe wird und später ganz zerfällt. Der Zerfall tritt dann am stärksten ein, wenn die Wolle ihren ursprünglichen Charakter besitzt. Bei weißer gewaschener Wolle ist der Zerfall am stärksten, bei gefärbter Wolle geringer und bei mit Chromsalzen behandelter Wolle am geringsten. Säure Salze, Alaun- oder Eisensalze wirken wohl vorbeugend auf den Zerfall, aber nicht in gleich günstigem Maße wie Chromsalze. Jedoch auch diese heben die Einwirkung des Lichtes nicht auf, sie wirken nur auf den Prozeß verlangsamt ein. Die Sommermonate mit viel Sonnenschein wirken am stärksten. Am klarsten kann man die Wirkung sehen, wenn ein aus dunklen Färbungen und weißer Wolle meliertes Tuch einige Monate dem Licht und Wetter ausgesetzt und genau beobachtet wird. Das Tuch fängt nach 3—4 Monaten an, immer dunkler und dunkler zu werden, was nur daher kommt, daß die weiße Wolle aus der Melange herausfällt, und nach einigen weiteren Monaten ist das Tuch ganz mürbe und morsch geworden.

Bei der Prüfung der im Felde getragenen Kleidungsstücke drängt sich der naheliegende Gedanke auf, daß die oben erwähnte starke Veränderung der Tuche auch hier auf die gleiche Wirkung des Sonnenlichtes oder des Wetters zurückzuführen sein könnte.